

**Thomas Feltes**  
**Gewalt durch Minderjährige im öffentlichen Raum**

Vortrag auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft gegen Kindesmisshandlung und  
– vernachlässigung

Ruhr-Congress Bochum, 19.10.2006

Entwurf, Stand 10.10.2006

Abstract:

Immer wieder wird (vor allem in den Medien, und dort meist aus Anlass von Einzelfällen) ein Anstieg der Jugendgewalt behauptet. Empirisch betrachtet ist diese Feststellung weder quantitativ noch qualitativ haltbar. So ist strittig, ob überhaupt ein zahlenmäßiger Anstieg von Jugendgewalt vorliegt, und insgesamt gesehen sind Kinder und Jugendliche nach wie vor eher Opfer als Täter. Zudem stellen kriminologische Studien schon länger die sog. „Täter-Opfer-Identität“ heraus: Wer heute Opfer ist, kann morgen Täter sein – und umgekehrt. Anhand einer Befragung von 4.000 Bochumer Schülerinnen und Schülern achter Klassen wird aufgezeigt, dass eigene Gewalthandlungen und Viktimisierungserfahrungen im öffentlichen Raum (Schulweg, Schule, Freizeit) durchaus an der Tagesordnung sind. Dabei sind verbale und sexuelle Belästigungen häufig der Auslöser. Unterschiede bezüglich des Geschlechtes und der Schulformen werden ebenso thematisiert wie die Zugehörigkeit zu Migrantengruppen. Zum Abschluss werden Präventionsmöglichkeiten und Zusammenhänge zwischen Gesundheit, Schulklima und Delinquenz dargestellt und die Frage aufgeworfen, wer für ein sicheres und gesundes Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen in unserer Gesellschaft zuständig ist.

*Hinweis: Der Vortrag selbst wird mit einer Powerpoint-Präsentation gestaltet. Daher ist das folgende Manuskript nicht identisch mit dem Vortrag.*

Einleitung

Vom „Krieg der Kinder“, und von „den kleinen Monstern“ schreibt immer wieder einmal die Presse, wenn es um Straftaten von Kindern und Jugendlichen geht. Der Spiegel, von dem diese Worte stammen, hatte sich vor einigen Jahren damit hervorgetan, dass er meinte, dass die Wiedervereinigung habe das Böse unter den Kindern im Osten offenbar angefacht habe.

Kinder und Jugendliche werden in unserer Gesellschaft regelmäßig zum Problem. Meist aber nicht, weil sie arm sind, auf der Straße leben müssen oder weil es ihnen emotional schlecht geht; wenn sie uns und andere und Probleme machen, dann bekommen sie Schlagzeile.

Sind unsere Kinder und Jugendlichen tatsächlich so kriminell, wie uns glauben gemacht wird?

Wo oder bei wem liegt das Problem?

Was kann man dagegen unternehmen?

Welche „Risiken und Nebenwirkungen“ hat unsere gegenwärtige Jugendstrafrechtspolitik?

### **1. These:**

**Das Risiko eines Kindes, von einem Erwachsenen sexuell missbraucht zu werden, ist selbst nach den offiziell registrierten Zahlen um ein Vielfaches höher als das eines Erwachsenen, von einem Jugendlichen beraubt zu werden.**

### **2. These:**

**Gewalt findet in unserer Gesellschaft vor allem in der Familie statt. Direkte oder indirekte Opfer sind Kinder und Jugendliche.**

### **3. These:**

**Die Jugendkriminalität hat möglicherweise nicht zugenommen. Unsere Toleranzschwelle hat sich verändert.**

Pro Jahr werden weniger als 140.000 Jugendliche zwischen 14 und 16 Jahren von der Polizei als „Straftäter“ registriert. Nur etwa 15% dieser als „Straftäter“ registrierten Jugendlichen wird tatsächlich von Gerichten verurteilt, d.h. etwa 21.000 pro Jahr. Von den Verurteilungen (!) erfolgen 40% wegen einfachen Diebstahls und Unterschlagung (idR Ladendiebstahl), 15% sind Körperverletzungen, 13% Einbrüche, 9% Raubüberfälle. Vergleicht man die Polizeiliche Kriminalstatistik mit der gerichtlichen Verurteiltenstatistik, so zeigen sich hier zum Teil wesentliche Unterschiede: Die Zahl der von Gerichten wegen schwererer Straftaten verurteilten Jugendlichen ist nämlich in den letzten Jahren kaum und bei weitem nicht so stark angestiegen, wie dies die Zahlen der PKS vermuten lassen.

Es gibt rationale und irrationale Weisen des Umgangs mit Risiken und Problemen in unserer Gesellschaft. Die Angst vor dem Risiko ist also selbst ein Risikofaktor.

### **4. These:**

**Die wohlfeile Diskussion über Jugendgewalt lenkt von den tatsächlichen Problemen unserer Gesellschaft ab.**

Je stabiler, desto konfliktfähiger, desto mehr Potential zur Selbstbewältigung von Problemen und desto geringer ist die Anzeigebereitschaft in der Bevölkerung. Umgekehrt gilt für (potentielle) Täter: Je weniger konfliktfähig etc. eine Gesellschaft ist, umso eher lässt sie sich provozieren und bietet die Möglichkeit, über Devianz die Anerkennung zu finden, die anderweitig versagt wird.

Die quantitative Zunahme der Jugendgewalt geht wesentlich darauf zurück, dass unsere Gesellschaft immer mehr zu einer Winner-Loser-Kultur wird.

Das Risiko der Entstehung von Jugendgewalt erhöht sich, wenn drei Faktoren zusammentreffen: die Erfahrung innerfamiliärer Gewalt, gravierende soziale Benachteiligung der Fa-

milie und schlechte Zukunftschancen des Jugendlichen aufgrund eines niedrigen Bildungsniveaus.

Die Fokussierung der Jugendgewalt durch die Erwachsenenwelt hat eine wichtige Rechtfertigungs- und Entlastungsfunktion. Warum soll man denn für diese Kinder und Jugendlichen, die ja schon kriminell sind, bevor sie aus der Schule kommen, überhaupt noch Lehrstellen oder Arbeitsplätze schaffen? Sollte man sie vielleicht am besten alle ausweisen? Verschleiert wird damit, daß die Bedingungen zur Entstehung von Jugendkriminalität zu einem wesentlichen Teil von der durch Erwachsene konstruierten und beherrschten Lebenswelt geschaffen werden. Verschleiert wird weiter die Zunahme der subtilen, in gesellschaftlichen Strukturen angelegten Gewalt der Erwachsenen.

Zukunftssorgen können nachweisbar nicht nur Elan und Lebenszuversicht rauben, sondern auch krank und kriminell machen.

Das Schulklima ist entscheidend für das gesundheitliche Wohlbefinden der Schüler und für Versuchungen im Bereich Drogen oder Kriminalität. Die höchsten Varianzaufklärungen im Gesamtmodell sind für die Tätererfahrungen aus dem Bereich Schule und für die Opfererfahrungen aus dem Bereich Persönlichkeit zu verzeichnen. Der stärkste Einzelprädiktor für die Tätererfahrungen ist die Unterrichtsqualität und für die Opfererfahrungen ist es (nach dem Alter) die Unterstützung durch die Mitschüler.<sup>1</sup>

## 5. These:

**Wir rufen nach Polizei und Justiz, obwohl wir genau wissen, dass dadurch die Probleme nicht beseitigt werden. Polizei und Justiz verschärfen das Problem nur, statt es zu bessern.**

Nur 4% der von uns früher Befragten sahen in "zu wenig Polizei" die Ursachen für eine ungünstige Kriminalitätsentwicklung. 28% aber glauben, dass durch polizeiliche Kontrolltätigkeit die Kriminalität verhindert werden könnte.

(Jugend)Strafrecht ist das ungeeignetste Präventionsmittel weil es keine spezialpräventiven Wirkungen hat, die generalpräventiven Wirkungen im Bereich der Abschreckung maßlos überschätzt werden

Die normfestigende Wirkung ist zwar vorhanden, aber deutlich schwächer ist als andere Faktoren (wie Familie, Peergroup etc.). Entscheidender als die Art und Höhe einer Strafe ist die Sicherheit und Schnelligkeit, mit der eine Reaktion erfolgt.

Wenn es Städte gibt, in denen über 30% der dort lebenden Kinder unter Armutbedingungen aufwachsen müssen, ist das eine Katastrophe in einem System, das Armut als individuelles Versagen interpretiert. Die Ohnmachtserfahrungen dieser Kinder führen zu einer gefährdeten Identitätsbildung, mit dem Ergebnis, dass abweichende Identitätsangebote leichter angenommen werden.

Norbert Elias hat in den 80er Jahren in seinen „Studien über die Deutschen“ geschrieben: „Wenn die Gesellschaft den Menschen der heranwachsenden Generation eine kreative Sinnerfüllung versagt, dann finden sie schließlich ihre Erfüllung in der Zerstörung“<sup>2</sup>.

## 6. These:

**Die tatsächlichen Probleme sind nicht die „kriminellen“ Kinder und Jugendlichen, sondern die Lebensbedingungen zuhause, in der Schule und in der Freizeit. Denn: Kinder, Jugendliche und Heranwachsende aus unteren sozialen Schichten werden**

**nicht nur häufiger polizeilich registriert, sie haben auch mehr Gesundheitsprobleme und sind häufiger krank als Kinder aus besser gestellten Familien**

## **7. These:**

Alle Faktoren oder Erklärungen, die im Zusammenhang mit Jugendkriminalität genannt werden, sind weder notwendige noch hinreichende Bedingungen für Kriminalität. Die entscheidende Frage nach stabilisierenden Faktoren wird nicht gestellt. Auch wenn arme Kinder deutliche Auffälligkeiten gegenüber anderen Kindern aufweisen: Bei weitem nicht alle, die arm sind, klauen, und nicht alle Straßenkinder morden und rauben. Die Kriminologie beginnt erst allmählich, sich mit der Salutogenese zu beschäftigen, also mit der Frage, warum Kinder und Jugendliche gerade trotz problematischer Ausgangslage NICHT kriminell werden (das ist nämlich die Mehrheit!).

Es gibt deutliche Vermutungen, dass emotionale Aspekte eine wichtige Rolle spielen. Kinder ohne emotionale Bindungen werden in einer selbst gebastelten, egoistischen Welt groß. Hier liegen Wurzeln für Gewalt und Ausländerhass. Dabei spielt die Vernachlässigung in den ersten Lebensjahren eine wichtige Rolle. Neuere Studien aus den USA weisen darauf hin, dass bis zum 2. Lebensjahr die wichtigsten und entscheidenden Weichen für das spätere Leben gestellt sind.

Die tatsächlichen Probleme sind nicht die „kriminellen“ Kinder und Jugendlichen, sondern die Lebensbedingungen zuhause, in der Schule und in der Freizeit, unter denen sie sich entwickeln müssen.

Eindeutig ist die Forschungslage bezüglich der kognitiven Kompetenzen, der Bildungsbeziehung und des Schulerfolges. Unabhängig davon, mit welchen empirischen Instrumentarien zur Erfassung des Familienkontextes gearbeitet wird, zeigen sich hohe Zusammenhänge zwischen den Strukturen dieses Lebensbereiches und den darin gesammelten Erfahrungen auf der einen und den Noten, Testergebnissen, dem Besuch höherer Schulformen sowie dem Erwerb von Bildungszertifikaten bei Heranwachsenden auf der anderen Seite (PISA-Konsortium Deutschland 2004, S. 243ff.). Auch für den Bereich der gesundheitlichen Entwicklung, sowohl der meisten physischen als auch psychischen Aspekte, konnte ein Zusammenhang zur Familie und zum Herkunftsmilieu gezeigt werden <sup>3</sup>

In einer aktuellen Befragung in Thüringen konnten die Autoren wie diese Ergebnisse bestätigen und nachweisen, dass die Zugehörigkeit zu unteren Sozial-, Bildungs- und Einkommensschichten (Wohlstandsindex) mit überdurchschnittlich häufigem Übergewicht, einer niedrigen Lebenszufriedenheit, vermehrtem Rauchen, ungesünderen Ernährungsgewohnheiten und weniger sportlicher Aktivität einher geht.

Schüler zeigen eher gewaltförmiges Verhalten in der Schule, wenn das familiäre Erziehungsklima durch Restriktivität und fehlende Akzeptanz geprägt ist. Kinder aus Familien mit einem positiv-emotionalem Klima und viel elterlicher Unterstützung sind weniger anfällig für schulische Gewalt als Kinder von Eltern mit einem restriktiven, kontrollierenden oder sogar aggressiven Erziehungsverhalten. Einflüsse des sozioökonomischen Status bzw. der Familienstruktur sind kaum zu verzeichnen oder sehr inkonsistent. Neuere Studien rücken das nachbarschaftliche Umfeld der Familie als zusätzlich relevante Einflussgröße in das Blickfeld.

Bei den Jungen erhöht ein strenges und von Kontrolle geprägtes Familienklima das Risiko für Opfererfahrungen, bei den Mädchen wird es durch eine gutes Kommunikationsverhältnis mit der Mutter gesenkt. Sowohl bei den Mädchen als auch bei den Jungen geht eine größere Autonomie (selbständige Entscheidungen bei der Gestaltung der Freizeit) mit weniger Opfererfahrungen einher. Im Kontext anderer Einflussfaktoren aus den Bereichen

Persönlichkeit, Schule, Peers und Medien verlieren die Familienvariablen ihre Vorhersagekraft für schulische Gewalt. Dies trifft insbesondere für den Opferstatus zu, der sich am ehesten aus der Persönlichkeit heraus und nicht mit Hilfe der familiären Lebenswelt erklären lässt.

Die schulbezogene Unterstützung der Eltern scheint auch in der Zusammenschau mit anderen Einflüssen ein protektiver Faktor für aggressives Verhalten in der Schule zu sein. Als stärkster Einflussfaktor für aggressives Verhalten zeigt sich in unseren Analysen jedoch die Qualität der Schule.

### **(Aus-)Wege und Lösungen?**

- 1. Weniger auf das Negative sehen, mehr die protektiven Faktoren beachten.**
- 2. Übergreifende Prävention statt dumpfe Repression**
- 3. Wir wissen, was funktioniert. Wir sind nur zu träge, dieses Wissen auch umzusetzen.**
- 4. Keine symbolische Strafrechtspolitik und -praxis!**
- 5. Kinder und Jugendliche MACHEN keine Probleme, sie HABEN Probleme.**

Für Deutschland werden die nächsten Jahre zeigen müssen, ob die Finanzkrise die Starken stärker und die Schwachen schwächer werden lässt. Solidarität ist gefragt, auch und gerade bei der Kriminalprävention. Ein „Krieg“ gegen die Kriminalität kann, ebenso wie ein „Krieg“ gegen Drogen, nicht gewonnen werden; dies haben die Bemühungen in den USA eindrucksvoll belegt, wo solche „Kriege“ die Probleme eher verschärft als gelöst haben. Wird aus dem Krieg gegen die Kriminalität gar ein Krieg gegen die Kriminellen (die oftmals Jugendliche unserer Gesellschaft sind, von uns erzogenen und in dieser Gesellschaft groß gewordenen), dann liegen die Konsequenzen auf der Hand: Die Jugendlichen werden entweder den Fehdehandschuh aufnehmen oder sich zurück ziehen und dieser Gesellschaft verweigern (eindrucksvoll Presdee 2000, S. 109: „When you can't control adults, you can always control 'youth' and be applauded for it. ... The battle 'against' rather than 'for' youth is seen as a war against disorder and immorality“<sup>4</sup>). Beides kann nicht wirklich gewollt sein. Wer Jugendliche als Teufel auf den Strassen sieht, verkennt Ursache und Wirkung.

Neue Kriminalpolitiken sind gefragt, die vom progressiven wie konservativer Lager Zugeständnisse verlangen: Die „Linken“ müssen endlich begreifen, dass Kriminalität gerade und besonders die gesellschaftlich Benachteiligten trifft und dass man sich daher aus der Frage, wie man sich ihr entgegenstellt, nicht durch den Rückzug in den akademischen „Bunker des Elfenbeinturms“ entziehen kann. Die „Rechten“ müssen lernen, dass law and order-Parolen oder entsprechende Strategien mittel- bis langfristig nirgends etwas verbessert, sondern vieles verschlechtert haben und dass sich ein Schielen auf kurzfristige Erfolge hier wie in anderen Bereichen nicht auszahlt.

Dabei müssen wir immer daran denken, dass gerade Jugendliche uns, die Erwachsene, mit Argusaugen beobachten, wie wir unsere Konflikte lösen: Im alltäglichen Kleinen zuhause, in der Schule und Nachbarschaft, aber auch auf politischer und internationaler Ebene (Bsp. Irak-Krieg, Libanon-Konflikt, Krieg gegen den Terror). Nur wenn wir selbst Vorbilder sind, können wir verlangen, dass Jugendliche sich in ihrem Alltag weniger gewaltbereit verhalten. Solange dies aber nicht der Fall ist, solange sollten wir uns hüten, die Schuldigen dort zu suchen, wo die Probleme an die Oberfläche kommen.

---

<sup>1</sup> Wolfgang Melzer und Ludwig Bilz: Familiäre Lebensverhältnisse und Sozialverhalten von Heranwachsenden. Empirische Befunde und Vorschläge für die Prävention. In: „Kriminalpolitik und ihre wissenschaftlichen Grundlagen“. Festschrift für Hans-Dieter Schwind zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Th. Feltes, Ch. Pfeiffer, G. Steinhilper, Heidelberg 2006

<sup>2</sup> Norbert Elias, Studien über die Deutschen, Frankfurt 1989; zitiert nach Gunther Klosinski, Wenn Kinder Hand an sich legen, München 1999

<sup>3</sup> Diese und die folgenden Ergebnisse stammen aus Melzer/ Bilz aaO.

<sup>4</sup> Presdee, M., Cultural Criminology and the Carnival of Crime. London, New York 2000